

Genetische Homogenität und Fremdenscheu: Warum machen wir einander zu Fremden?

1. Einleitung

In den letzten zwei Jahrzehnten häufen sich empirische Hinweise, die die genetische Homogenität des Menschen unterstreichen. Im Licht dieser Erkenntnisse scheint es um so befremdlicher, dass im gesellschaftlichen und politischen Diskurs die Unterschiede von Menschen hervorgehoben werden. In diesem Aufsatz soll versucht werden, die Zusammenhänge zwischen unserer genetischen Herkunft, unseren angeborenen und kulturell erworbenen Verhaltensweisen und der Geschichte der Menschwerdung darzustellen, die zu Fremdenscheu und Rassismus führen. Einleitend soll der Frage nachgegangen werden, inwieweit Fremdenscheu angeboren sein kann und ob Fremdenscheu zwangsläufig zu Rassismus führen muß. In Folge wird diskutiert, welche kognitiven und emotionalen Faktoren in rassistische Denkmuster einfließen. Betrachtungen über reale, morphologische und genetische Unterschiede und Unterschiede, die durch unseren Wahrnehmungsapparat bedingt sind, schließen den Beitrag ab.

2. Angeborene Scheu

Die Scheu vor dem Unbekannten ist universal in allen Kulturen beobachtbar (*Eibl-Eibesfeldt, I. 1997*). Es kann davon ausgegangen werden, dass dieser Verhaltenskomplex angeboren ist. Sprichwörtlich geworden ist das „Fremdeln“ von Kleinkindern, wenn sie lernen Gesichter zu unterscheiden und ihr soziales Umfeld in Bekanntes und Unbekanntes zu unterteilen. Dieses Verhalten hat bei Kleinkindern einen hohen Überlebenswert, da sie in großem Ausmaß von der freundlichen Zuwendung ihrer Umgebung abhängig sind und in der evolutionären Vergangenheit bei weitem nicht alle Mitglieder einer sozialen Gruppe dem kleinen Menschen wohlgesonnen waren. Auch für Erwachsene war eine gewisse Scheu vor dem Fremden von Vorteil. Ein Großteil der Interaktionen innerhalb menschlicher Sozietäten wird durch reziproke Kooperation gesteuert. Dieser Kooperationsform liegt die Annahme zugrunde, dass ein erwiesener Dienst bzw. ein Geschenk zu einem späteren Zeitpunkt erwidert wird. Die Schwachstelle von reziproken

Kooperationsformen sind allerdings Trittbrettfahrer, die erwiesene Kooperation nicht erwidern. Die Fremdenscheu kann als Schutzmechanismus gegen nicht erwiderte Kooperation aufgefasst werden. Wenn ich mein Gegenüber kenne und er dem gleichen sozialen Netz angehört, so ist es für ihn ungleich schwieriger nicht zu kooperieren, als wenn es sich um einen Unbekannten handelt, der keine sozialen Sanktionen zu fürchten hat. Handelt es sich bei dem Unbekannten darüber hinaus um eine Person mit einem anderen kulturellen Sozialisierungshintergrund, so können neben der Kooperationsunsicherheit auch noch Unsicherheiten in der Kommunikation dazu kommen. Für die Prognose von Kooperation ist ein gemeinsamer kultureller Hintergrund von großer Bedeutung. Eine angeborene Fremdenscheu ist für sozial lebende Lebewesen also zweifelsfrei ein Selektionsvorteil gewesen.

Der angeborenen Scheu steht allerdings beim Menschen eine ebenfalls angeborene Neugier gegenüber. So wird der Unbekannte früher oder später angesehen und angesprochen und durch die neugiergetriebene Kommunikation kann eine Vertrauens- und Kooperationsbasis aufgebaut werden. Der Mensch steht also dem Unbekannten ambivalent gegenüber, wobei in einer sicheren Umgebung die Neugier, in einer unsicheren Situation die Scheu überwiegt. Die Grenzen zwischen Scheu und Neugier sind von der persönlichen Sozialisierung und dem kulturellen Kontext abhängig und individuell stark unterschiedlich.

3. Fremdenscheu und Rassismus

Als Rassismus bezeichnet man gemeinhin das Zuweisen von Eigenschaften und das Bewerten von Menschen aufgrund von äußerlichen Merkmalen, die in einer Population gehäuft auftreten. Ist nun Rassismus in gleicher Weise angeboren wie die Fremdenscheu? Zu einem geringen Anteil mag dies zutreffen. Wenn uns keine anderen Informationsquellen als Äußerlichkeiten zur Verfügung stehen, macht es auch aus einer evolutionären Perspektive Sinn, von äußerlichen Merkmalen auf Eigenschaften hinsichtlich der Kooperation zu schließen. Allerdings ist die Fehlerquote solcher Bewertungsmechanismen außerordentlich hoch. Es mussten Wege gefunden werden, um falsche Vorurteile nachzubessern. Dieser Weg ist beim Menschen natürlich die Neugier. Persistierender Rassismus ist für kooperatives Verhalten von Nachteil und hätte sich stammesgeschichtlich nicht gehalten. Es ist wahrscheinlich, dass Fremdenscheu der Ausgangs-

punkt für rassistisches Denken ist. Angeboren ist allerdings nur die Fremdenscheu; Rassismus ist eine kulturelle Überprägung.

Aktuell läuft weltweit ein Großteil der bewaffneten Konflikte nicht zwischen Staaten sondern zwischen Volksgruppen ab, die sich in der Begründung ihrer Aggression auf biologische Unterschiede berufen. Dabei sind die körperlichen Unterschiede der verfeindeten Gruppen meist so gering, dass eine Unterscheidung nur durch kulturelle Merkmale, wie Kleidung, Haartracht etc. möglich ist. Zu solchen Konflikten zählen das Verhältnis von Serben und Albanern auf dem Balkan, von Katholiken und Protestanten in Nordirland, zwischen Muslimen und Hindus in Nordindien und zwischen Dayaks und Maduresen in Indonesien (*Cornell, S. / Hartmann, D. 1998*). Biologische Unterschiede werden in diesen Konflikten natürlich nur vorgeschoben. Die wahren Streitpunkte sind immer komplexer Natur und haben oft wirtschaftliche oder historische Hintergründe.

4. Einflussfaktoren für das Entstehen von Rassismus

Hinter rassistischem Gedankengut stehen eine Reihe von Faktoren, wie beispielsweise:

- angeborene Fremdenscheu
- familiäre und gesellschaftliche Sozialisierung sowie
- kognitive Mechanismen wie die Wahrnehmung von Unterschieden, die Tendenz zur Kategorienbildung und Bewertungsmechanismen.

Die Überlegungen zur angeborenen Fremdenscheu wurden bereits erörtert und der Einfluss der Sozialisierung auf das Entstehen von Rassismus ist hinreichend bekannt. Aus Sicht des Verhaltensforschers sind jedoch einige Anmerkungen zu den kognitiven Mechanismen, die Rassismus begünstigen, angebracht.

Wie bereits eingangs erläutert ist es für das Funktionieren reziproker Kooperation von höchster Bedeutung, dass die Kooperationspartner bekannt sind und dass sie vor allem wiedererkannt werden. Sozial agierende Lebewesen müssen sich merken, mit welchen Individuen sie bereits positive oder negative Erfahrungen gemacht haben. Ein gutes Personengedächtnis ist eine Grundvoraussetzung für reziprok kooperatives Handeln. Tatsächlich haben Menschen, je nach Autor (z.B. *Freeman, L. / Thompson, C.R. 1989*), zweitausend bis fünftausend Bekannte. Die Unterscheidung von mehreren tausend Personen macht es notwendig, kleinste individuelle Unterschiede im

Aussehen wahrzunehmen. Der Mensch nimmt daher Unterschiede im Aussehen von Menschen sehr viel deutlicher wahr als bei anderen Organismen und er nimmt kleine Unterschiede als sehr groß wahr. Darüber hinaus tendieren Menschen dazu, bei sich stetig verändernden Merkmalen Kategorien zu bilden. Wir sehen also ein bestimmtes Merkmal, wie die Größe der Hände, welches in einer bestimmten Variation innerhalb der Population vorkommt. Es ist uns aber fast unmöglich, die Größe der Hände eines Menschen zu beschreiben, ohne in „kleine, mittelgroße, große usw. Hände“ zu kategorisieren. Kategorien machen es natürlich nötig Grenzen zu ziehen, denn welche Hände sind denn gerade noch klein oder gerade schon groß? Diese Grenzen sind zweifelsohne willkürlich, und jeder Versuch, bei einem sich stetig verändernden Merkmal Kategoriegrenzen einzuführen, muß scheitern. Trotzdem ziehen Menschen solche Grenzen, auch wenn diese nicht vorhanden sind. Zu allem Überflus, und damit kommen wir zu einer dritten Eigenheit im Denken des Menschen, die zu Rassismus führen kann, neigen Menschen dazu, die eben definierten Kategorien zu bewerten. Es ist fast unmöglich zwei Kategorien wertgleich nebeneinander stehen zu lassen. Stattdessen werden sie mit Eigenschaften belegt, was letztendlich dazu führt, dass eine Kategorie besser, die andere schlechter ist.

Man kann zusammenfassen, dass das menschliche Denken Eigenheiten aufweist, die Rassismus fördern. Dazu gehören die gesteigerte Wahrnehmung von Unterschieden, die Kategorienbildung und die Bewertung dieser Kategorien. Wir nehmen also Unterschiede weit stärker wahr als sie real eigentlich vorliegen, bilden auf Grundlage der Unterschiede willkürlich Kategorien und bewerten diese, wobei die eigenen Merkmale meist als gut, fremde Merkmale meist als schlechter dargestellt werden. Rassismus entsteht also aus einem Konglomerat von Einflussfaktoren, die zu angstvollen Emotionen Fremden gegenüber führen. Diese Gefühle werden oft rationalisiert. Dazu werden biologisierende und historisierende Argumentationslinien und anekdotische persönliche Erfahrungen tendenziöser Art herangezogen. Diese Mischung an Argumenten ist besonders beständig gegenüber einsichtiger Einstellungsänderung, da Gegenargumenten leicht über eine andere Argumentationsebene ausgewichen werden kann.

5. Genetische Unterschiede zwischen Ethnien?

Die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Populationen werden seit

mitochondrialer DNA und des Y-Chromosoms geklärt. Diese werden nur über die Mutter bzw. über den Vater vererbt. Da es nicht bei jeder Generation zu einer Rekombination und somit zu einer Durchmischung der elterlichen Gene kommt, kann die Verwandtschaft und die Geschichte einzelner Ethnien gut zurückverfolgt werden: Bei bekannter Mutationsrate der untersuchten DNA-Abschnitte kann man von den Unterschieden der mitochondrialen DNA zweier Menschen direkt darauf schließen, vor wie vielen Generationen die gemeinsame Vorfahrin dieser beiden Menschen gelebt haben muß. Auf diese Weise hat man festgestellt, dass alle rezenten Menschen einen gemeinsamen Vorfahren haben, der vor 120.000 Jahren in Afrika gelebt hat (*Jorde, L. / Bamshad, M. / Rogers, A. 1998*). Alle Menschen, die nicht in jüngster Zeit aus Afrika ausgewandert sind, stammen von Menschen ab, die vor 70.000 Jahren Afrika verlassen haben. Man spricht in diesem Zusammenhang von der „Out of Africa Hypothese“. Diese Zeiträume sind nicht ausreichend für weitreichende Änderungen der DNA durch Mutationen. Es kann lediglich zu Verschiebung von Genfrequenzen kommen, aber nicht zu neuen Merkmalen. Darüber hinaus gab es in der menschlichen Stammesgeschichte immer wieder Populationsflaschenhälse, bei denen die Gesamtpopulation auf wenige tausend Individuen zusammengeschrumpft ist (*Weiss, K. 1984*). Diese Faktoren führen dazu, dass die menschliche Art genetisch sehr homogen ist. Der genetische Unterschied zweier beliebiger Menschen liegt bei nur etwa 0,1% der Basenpaare. Keine Gruppe von *Homo sapiens sapiens* war jemals lange reproduktiv isoliert, es gab immer genetischen Austausch mit den jeweiligen Nachbarpopulationen (*Olson, S. 2004*). Die kulturellen Schranken, die manchmal eine Heirat außerhalb der Gruppe vermeiden sollten, waren immer zu durchlässig, um eine ausreichende Isolation zu gewährleisten. Aus diesem Grund sind Stammbäume zur Darstellung verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen Populationen irreführend, weil sich alle „Zweige“ des Stammbaumes immer wieder miteinander verbinden. Fast alle benachbarten Ethnien ähneln einander mehr als Ethnien, die geographisch weit voneinander getrennt sind. Zwischen benachbarten Ethnien verschwimmen die schwach vorhandenen Unterschiede allerdings fast völlig. Es gibt keine Genvariante, die in einer Population vollständig fehlt oder bei allen Individuen einer Population vorkommt. 85% der Genvarianten kommen in allen Populationen vor. 15% kommen in mehreren, aber nicht in allen Gruppen vor. Es gibt also keine gruppenspezifischen Gene beim Menschen. Genetische Gruppendifferenzen müssen 30% übersteigen, um eine Spezies in Subspezies zu unterteilen. Im Vergleich dazu: Bei Elefanten

kommen 60% der Genvariationen in allen Populationen vor, bei Wölfen nur 25%. Aus diesem Grund ist es wissenschaftlich nicht haltbar, die menschliche Art in Unterarten aufzuspalten (*Templeton, A. 1999*). Die Durchmischung von Populationen zeigt sich auch heute: 20-25% der Gene von Afroamerikanern sind europäischen Ursprungs. Es gibt manche Populationen in Südamerika, in denen ein Großteil der Y-Chromosomen, die väterlich vererbt werden, aus Europa stammt, während die mütterlich vererbte mitochondriale DNA von den indigenen Gruppen stammt (*Parra, E. et al, 1998*). In diesem Fall spiegeln die Genfrequenzen die Situation der Sklaverei des letzten Jahrhunderts wider.

Fazit: Es gibt keine genetische Grundlage für die Abgrenzung von menschlichen Populationen. Menschengruppen nach biologischen Kriterien zu kategorisieren ist ein irregeleiteter Versuch, wissenschaftliche Methoden zu missbrauchen, um das Unentschuldbare zu entschuldigen.

6. Literatur

- CORNELL, Stephen / HARTMANN, Douglas (1998): *Ethnicity and Race*. – Thousand Oaks, California.
- EIBL-EIBESFELDT, Irenäus (1997): *Die Biologie des menschlichen Verhaltens*. – Seehamer Verlag. Weyarn.
- FREEMAN, L. / THOMPSON, C.R. (1989): *Estimating acquaintanceship volume*. – In: M. Kochen (ed.), *The small world*. Ablex. Norwood, 147-158.
- JORDE, Lynn / BAMSHAD, Michael / ROGERS, Alan (1998): *Using Mitochondrial and Nuclear DNA Markers to Reconstruct Human Evolution*. – In: *BioEssays* 20, 126-136.
- OLSON, Steve (2004): *Herkunft und Geschichte des Menschen*. – BvT. Berlin.
- PARRA, Esteban et al. (1998): *Estimating African-American Admixture Proportions by Use of Population-Specific Alleles*. – In: *American Journal of Human Genetics* 63, 1839-1951.
- TEMPLETON, Alan (1999): *Human Races: A Genetic and Evolutionary Perspective*. – In: *American Anthropologist* 100, 632-650.
- WEISS, Kenneth (1984): *On the number of members of the genus Homo who have ever lived*. – In: *Human Biology* 56, 637-649.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 2006

Band/Volume: [2006](#)

Autor(en)/Author(s): Ruso Bernhart

Artikel/Article: [Genetische Homogenität und Fremdenscheu: Warum machen wir einander zu Fremden? 22-27](#)